Das Tier
in der Dichtung Marots.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät Sektion I

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität München

eingereicht am 12. Juli 1905

von

Joseph Mensch
aus Regensburg.

Naumburg a. S.
Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei).
1906.

Die vollständige Arbeit wird als 36. Heft der von Prof. Breymann und Prof. Schick herausgegebenen Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie erscheinen.

Einleitung.

In der vorliegenden Arbeit[1]) habe ich mir die Aufgabe gestellt, einen Überblick zu bieten über Umfang, Grund, Bedingungen und Art des Erscheinens und der Verwendung des Tieres in der Dichtung Marot's. Als Frucht der hierdurch notwendig werdenden möglichst durchsichtigen Anordnung und Gruppierung der einschlägigen Äußerungen des Dichters möchte ich einen genauen Einblick bieten in sein inneres Verhältnis zu den Tieren und in die technischen Besonderheiten seines Verfahrens bei Heranziehung und Verwertung von Stoffen und Motiven aus der Tierwelt.

Ich beabsichtige in einem ersten Teile von dem Auftreten des Tieres aus äußerem Anlasse zu handeln und dabei diejenigen Gedichte und Einzelstellen aufzuführen, die ihre Entstehung wirklichen oder anekdotenhaften Begebenheiten und Vorkommnissen verdanken, bei welchen das eine oder andere Tier eine mehr oder weniger hervorragende Rolle gespielt hat. Es kommen also hier für die Einführung des Tieres in die Dichtung meist solche äußere Einflüsse in Betracht, denen sich der Dichter in keiner Weise entziehen kann und die ihn z. B. zwingen, gerade so wie jeder andere Berichterstatter auch ein Wort zu sagen über das Pferdematerial,

[1]) Meinen herzlichsten Dank sage ich hier Herrn Professor Breymann für die Stellung des Themas und für mannigfache Unterstützung bei der Ausarbeitung und der schließlichen Drucklegung. Auch Herrn Professor Schick bin ich für die so bereitwillig gewährte Hilfe bei der Korrektur der Arbeit zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

das den Truppen zur Verfügung steht, wenn er etwa mit ähnlichen Aufträgen ins Feldlager geschickt wird, um die Zurückgebliebenen von den dortigen Vorgängen in Kenntnis zu setzen. Allerdings kann man sich hierbei von vornherein darauf gefaßt machen, ihn nicht so sehr nach Art eines gewöhnlichen prosaischen Menschen das eigentlich Zweckentsprechende im Baue und in den Bewegungen der Streitrosse betonen zu sehen, als vielmehr die Schönheit ihrer Körperformen und den mächtigen Rhythmus ihrer dröhnenden Hufschläge. Es handelt sich hier für ihn eben darum, sich an das rein Tatsächliche zu halten, nichts hinwegzunehmen und nichts hinzuzutun, seine eigene Persönlichkeit so viel wie möglich auszuschalten.

Schickt sich hingegen der Dichter an, das Lob eines Waldes oder eines Frühlingstages zu singen, so braucht er, streng genommen, obwohl er auch in diesem Falle seine Eindrücke von außen her empfängt, nicht alle Elemente und Faktoren, die, wie z. B. der Vogelgesang, für uns den Begriff des Waldes und des Frühlingstages ausmachen können, auf sich wirken zu lassen. Der Auffassung seiner Zeit, seiner besonderen Eigenart oder der augenblicklichen Stimmung nachgebend mag er den einen oder den anderen Faktor übersehen, ihn für unwesentlich oder aber für ausschlaggebend erachten und wird ihn demnach in seine Dichtung aufnehmen oder beiseite lassen. Räumt also der Dichter unter solchen Umständen dem Tiere wirklich einen Platz in poetischen Ergüssen beschreibender Natur und frei gewählten Schilderungen ein, so liegt der Grund zur Aufnahme — und darauf kommt es ja schließlich an — trotz des von außen gekommenen Eindrucks doch nur in dieser oder jener Beschaffenheit seines Seelenlebens oder in einer subjektiven Wertschätzung des äußerlich Wahrgenommenen und demzufolge im Innern des Dichters.[1]) Dasselbe gilt auch von denjenigen Fällen, in

[1]) Einige allbekannte Beispiele mögen zur weiteren Erhärtung des Gesagten dienen. Man vergleiche z. B. Uhland's Gedicht: *Die linden Lüfte sind erwacht . . .*, in welchem mit keinem Worte irgend eines Tieres Erwähnung geschieht, mit der Schilderung des Frühlings in Hey's Gedicht *Die Jahreszeiten*, die, nebenbei bemerkt, mannigfache

welchen der Dichter das Tier im Zusammenhange mit Liebesbeteuerungen, Ausfällen gegen seine Feinde u. dgl. auftreten läßt, wobei er sogar oft erst durch die natürliche Aufeinanderfolge der Gedanken dazu gebracht wird, dieser oder jener Tatsache Erwähnung zu tun, zu welcher das eine oder andere Tier in engster Beziehung stand. Ich glaube also im Rechte zu sein, wenn ich den zweiten Teil dieser Arbeit dem Erscheinen des Tieres aus innerem Anlasse widme.

Ich gehe dann zu den Redefiguren über und führe in einem dritten und vierten Teile die Gleichnisse und Vergleiche Marot's auf, in welchen dieses oder jenes Tier oder Gruppen von Tieren oder Vorkommnisse aus dem Tierleben zu Trägern der Vergleichung mit Menschen oder Vorkommnissen im Menschenleben werden. Dabei werde ich unter dem Titel „Gleichnisse" diejenigen Stellen zusammenfassen, in denen zwischen etwas Bekanntem oder allgemein Gültigem und etwas Unbekanntem oder nicht schon von selbst Einleuchtendem mit Hilfe des Vergleichs eine Beziehung hergestellt wird, um durch den Hinweis auf ganz ähnliche Verhältnisse in der Tierwelt die eine oder andere Handlungsweise, die befürwortet wird, oder diese oder jene Behauptung, die vorgebracht wird, zu rechtfertigen. Dieser besondere Zweck fällt bei den bloßen Vergleichen des vierten Teiles, die lediglich zur sinnlichen Belebung oder Ausschmückung der Rede dienen, natürlich fort. Von letzteren bringe ich zuerst die breiter

---

Anklänge an Marot's *Chant de May* (vgl. S. 19) aufweist. Von den acht Versen, welche dem Frühling gewidmet sind, beschäftigen sich drei mit der Tierwelt. Es heißt dort von Gott: *Weckt die Blümlein aus der Erde, Gras und Kräuter für die Herde, Läßt die jungen Lämmer springen, Läßt die lieben Vögel singen* (Hey: *Noch fünfzig Fabeln für Kinder. Gotha. Schulausgabe II, Anhang S. 18*). Ähnlich findet sich in Eichendorff's Gedicht: *Wer hat dich, du schöner Wald, Aufgebaut* . . . der Vers: *Oben einsam Rehe grasen*, während im Gedichte Geibel's „*Aus dem Walde*" der Singvögel gedacht wird: *Vöglein sangen Gottes Ehre* (Geibel: *Junius-Lieder. 31. Aufl. Stuttgart. 1893. S. 70 ff.*). Wenn es also auch ganz dem Ermessen des Dichters überlassen bleibt, welchen besonderen Tieren er Aufnahme in ein doch beschreibendes Gedicht gewähren will, so liegt der Grund der Aufnahme wohl nur in ihm selbst.

ausgeführten und dann die kürzeren, indem ich sie nach den Eigenschaften und Tätigkeiten zusammenstelle, bei denen bestimmte Tiere den Maßstab der Vergleichung bilden. Daran reihen sich einwortige Vergleiche (Metaphern), d. h. Substantiva oder Verba, welche Tiere oder tierische Handlungen bezeichnen, aber ohne weiteres, ohne daß die natürlich vorliegende Vergleichung auch nur angedeutet wird, für Menschen, denen die hervorstechendste Eigenschaft des Tieres, mit dem sie identifiziert erscheinen, anhaften soll, oder für menschliche Handlungen gesetzt werden. Als Fortsetzung dazu lasse ich metaphorische Wendungen folgen, die den Übergang zur Allegorie, dem fünften Teile dieser Arbeit, vermitteln, da die Allegorie im Grunde eben nur durch das Überhandnehmen und die breitere Ausführung der Metapher entsteht. Von den Anfängen der Allegorie ausgehend, in denen unter dem buchstäblichen Sinne, den die Erwähnung des Tieres zunächst hervorruft, ein anderer Sinn, der sich auf den Menschen bezieht, verborgen liegt, gelange ich zu den großen allegorischen Gedichten Marot's, in welchen ganze Beschreibungen aus der Tierwelt nur zu dem Zwecke abgefaßt erscheinen, um unter dem Schleier der Allegorie menschliche Verhältnisse in einer nach Ansicht des Dichters reizvolleren Weise schildern zu können.

In einem sechsten Teile handle ich sodann von der Vermenschlichung des Tieres, die mit der Übertragung menschlicher Gefühle auf das Tier beginnt, bis zur Beilegung der Sprache fortschreitet und in der Fabel ihren Abschluß findet. In einem letzten Teile endlich werde ich von der Animalisierung des Menschen sprechen, die bei der Beteuerung zur Strafe ein Tier werden zu wollen, wenn eine Aussage, die gemacht wird, nicht wahr sein sollte, und bei dem Wunsche mit dem Tiere tauschen zu können, da es diesem unter Umständen besser ergeht, ihren Anfang nimmt und mit einem vollständigen Aufgehen des Menschen im Tiere endigt.

Auf die hier dargelegte Weise glaube ich die übernommene Aufgabe wenigstens so weit ihrer Lösung entgegenführen zu können, als es ohne vergleichende Untersuchung einer Reihe von Schriftstellern überhaupt wohl möglich ist;

denn erst mit Hilfe der Resultate, die auf dieser breiteren Grundlage gewonnen würden, könnte auf dem Gebiete der literarischen Verwendung des Tieres an eine reinliche Scheidung zwischen allgemeinen Erscheinungen und besonderen Eigenheiten einer Zeit oder eines Dichters (in unserem Falle Marot's) herangetreten werden.[1])

---

[1]) Die vorliegende Untersuchung erstreckt sich nur auf die Originaldichtung Marot's. Seine *Épigrammes à l'imitation de Martial* und seine an den *Roman de la belle Maguelonne* sich anlehnende *Epistle de Maguelonne à son amy Pierre de Provence* sind unberücksichtigt geblieben. Als Eigentum Marot's kommen aus letzterer nur die Anrufung des Vogels der Venus: *Messager de Venus, prens ta haulte volée . . .* (G. III, 5. Vgl. über die Zitierungsweise S. 6) und die Verse: *Reposons nous sur l'herbe qui fleuronne, Et escoutons du rossignol le chant* (G. III, 9, [30 f.] mit der Variante: *Reposons nous oyant la voix mignonne Du messaigier du grant dieu damourettes*) hier in Betracht. Bemerkt sei noch, daß die vorliegende Arbeit eine Aufführung der etwaigen Quellen Marot's zu geben nicht beabsichtigt. Dies möge nicht vergessen werden, wenn sogar bei dem auf S. 16 besprochenen Gedichte über den Tod des Sperlings der jungen Maupas sich kein Hinweis auf Catull (ed. Riese, 3) findet, obwohl Marot selbst, indem er den Vers des Martial (rec. Gilbert I, 109): *Issa est passere nequior Catulli* mit: *Mignonne est trop plus affettée, Plus fretillant, moins arrestée Que le passeron de Maupas* (R. II, 485. Vgl. über die Zitierungsweise S. 7) übersetzt, seine Abhängigkeit von dem römischen Dichter andeutet. (Vgl. noch Toldo, in: Z. f. rom. Phil. 1901. XXV, 383 ff.) Für die Zwecke dieser Arbeit (vgl. den Anfang der Einleitung) erscheint es gleichgültig, ob Marot, soweit er noch original bleibt, einen Vorgänger benützt hat. Wenn nicht die junge Maupas einen Sperling durch den Tod verloren hätte, wäre es trotz Catull Marot wohl nie in den Sinn gekommen, ein derartiges Gedicht zu schreiben. Es handelt sich hier eben nicht um die teilweise dem Catull entlehnte Form, sondern um den Anlaß der Dichtung.

Erster Teil.

Äußere Anlässe für das Erscheinen des Tieres in der Dichtung.

1. Wirkliche Begebenheiten.

Für das Auftreten des Tieres in der Dichtung Marot's ist der bei weitem wichtigste äußere Anlaß der Mangel eines guten Reittiers. Dieser war natürlich zu einer Zeit, die für längere Wege kein besseres Transportmittel als den Sattel kannte, besonders empfindlich. Da er zuweilen auch an Marot selbst oder einen Freund herantrat, wenn gerade eine Veränderung des Aufenthaltsortes notwendig wurde, hat er den Poeten zur Schöpfung zweier[1]) wirklich formvollendeter Erzeugnisse seiner Muse angeregt, die (mit gelegentlicher Hereinziehung des Maultieres) in ihrer ganzen Ausdehnung vom Pferde handeln. Alle, welche damals mit einem fürstlichen Hofe in Verbindung standen, hatten für den Fall, daß die Not an den Mann kam, das vortreffliche Auskunftsmittel ersonnen, einfach die großen Herren zur Übung der Freigebigkeit aufzufordern.[2]) So sucht denn auch Marot, der am Vorabend einer weiten Reise seine alte *haquenée*[3]) mit

[1]) Vgl. jedoch weiter unten S. 11.

[2]) Vgl. Bd. III, S. 179, Anmerkung der Marot-Ausgabe von G. Guiffrey (Paris 1875 u. 1881. Bd. II u. III). Weiterhin wird der Anfangsbuchstabe G. auf diese Ausgabe hinweisen, also kurz: G. III, 179, Anm.

[3]) *Haquenée* = *Paßgänger, Zelter*, nannte man ein Pferd, das wegen seiner angenehmen Gangart (Paßgang) gewöhnlich von den

prüfenden Blicken auf ihre Trag- und Marschfähigkeit untersucht und leider nur mehr eine sehr kurz gemessene Strecke mit ihr zurückzulegen hoffen kann, seinen „zweiten König“ Heinrich von Navarra (in erster Linie war er Untertan Franz I. von Frankreich) durch ein launiges *Dizain*, dessen scherzhafter Ton erheiternd und gewinnend wirken soll, zur Überlassung eines kräftigeren und jüngeren Tieres zu bewegen, welches er gewiß — dies will er ja gerne versprechen — ebenso freudig annehmen wird, wie er das seinige dem ersten besten „Schlauberger“, der es verlangt, abzutreten gedenkt:

Mon second roy, j'ay une haquence
D'assez bon poil, mais vieille comme moy.
A tout le moins: long temps a qu'elle est nee:
Dont elle est foible, et son maistre en esmoy:
La povre beste, aux signes que je voy,
Dit, qu'à grand' peine ira jusque à Narbonne:
Si vous voulez en donner une bonne,
Sçavez comment Marot l'acceptera?
D'aussi bon cueur comme la sienne il donne
Au fin premier qui la demandera.[1])

Ein bei weitem längeres Gedicht ähnlichen Inhalts verdanken wir Marot's freundschaftlichem Eingehen auf die Bitte eines guten Kameraden von ihm, namens Pierre Vuyart.[2]) Diesem war einmal von der Herzogin von Lothringen ein ausgezeichnetes Pferd zum Geschenke gemacht worden. Leider aber hat der Tod auch dieses herrliche Tier nicht verschont; dessen unglücklicher Herr muß seitdem einen elenden Klepper

Frauen geritten wurde. Vgl. G. III, 181, Anm. Marot legt seinem jedenfalls nicht allzu edlen Tiere, auf dessen Rücken es ihm vielleicht schon so manches Mal ziemlich unbehaglich geworden war, wohl nur mit schalkhafter Ironie diese Bezeichnung bei. Ähnlich steht ja auch das ausdrucksvollere *haquenée* statt des farbloseren *cheval* in der Redensart: *Aller sur la haquenée des cordeliers*, wofür im Deutschen ohne jede spöttische Nebenbedeutung, aber durchaus nicht weniger treffend, *auf Schusters Rappen reiten* gesagt wird.

[1]) Marot-Ausgabe von Rapilly (Paris 1824. 3 Bde.), Bd. II, S. 356f.: *Au Roy de Navarre.* Weiterhin wird der Anfangsbuchstabe R. auf diese Ausgabe hinweisen, also kurz: R. II, 356f.

[2]) Vgl. G. III, 179, Anm.

reiten, so daß ihn die Erinnerung an sein früheres prächtiges Roß und an die freundliche Geberin nimmer verläßt. Da faßt er sich ein Herz; seiner edlen Wohltäterin will er die mißliche Lage schildern, in der er sich befindet. In richtiger Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit, weiß er das Einschmeichelnde und Aussichtsvollere eines in Versen abgefaßten Bittgesuches nur um so besser zu würdigen und versichert sich also der Hilfe des besten Dichters der Zeit.[1]) Dieser entledigt sich seines Auftrages wirklich auf eine so geschickte Art, daß die gute Herzogin sicherlich keinen Augenblick an eine abschlägige Antwort auch nur denken konnte.

Ein Schmerzensschrei über seinen herben Verlust entringt sich gleich anfangs der Brust des Bittstellers, als er die freigebige Fürstin von dem Tode des Pferdes in Kenntnis setzen will. Diese muß es natürlich seinem argen Herzeleid zugute halten, wenn ihm schon jetzt der für sie nur allzu verständliche fragende Ausruf entfährt, ob sich denn gar kein Tier dieser Rasse mehr auftreiben lasse:

Je ne l'ay plus, liberalle Princesse,
Je ne l'ay plus: par mort il a prins cesse
Le bon cheval que j'eux de vostre grace.
N'en sçauroit on recouvrer de la race? [2])

Doch rasch besinnt er sich. Mit dem vollen Bewußtsein, die Gunst der hohen Frau nicht leichter gewinnen zu können, als wenn er ihr Geschenk in nachdrucksvoller Weise rühmt, beginnt er in anmutiger Übertreibung die wahrhaft wunderbaren Eigenschaften des Rosses, das nun nicht mehr ist, zu schildern. Wenn er auf dessen Rücken einherritt, so teilten sich die Zweige des Waldes; Berge und Täler erschienen wie Ebenen, reißende Flüsse wie Bächlein, und nie waren auf dem Wege lästige Steine zu sehen. Wie hätte das Glück da nicht auch mit ihm reiten sollen?

Certainement tandis que je l'avoye,
Je ne trouvoys rien nuysant en la voye:

---

[1]) G. III, 179, Anm.
[2]) G. III, 178ff.: *Pour Pierre Vuyart à Madame de Lorraine.*

En le menant par boys et par taillis,
Mes yeulx n'estoyent de branches assaillis:
En luy faisant gravir roc, ou montaigne,
Aultant m'estoit que trotter en campaigne:
Aultant m'estoit torrents et grandes eaux
Passer sur luy, comme petits ruysseaulx,
Car il sembloit que les pierres s'ostassent
De touts les lieux, où ses piedz se boutassent.
Que diray plus? Oncq voyage ne feit
Avecques moy dont il ne vint prouffit.

Jetzt aber — der Gegensatz rückt die angeführten Vorzüge erst in das rechte Licht — habe er ein Pferd, welches auf ebenem Boden strauchle und das kleinste Wässerlein für einen gewaltigen Strom ansehe. Dazu scheine jeder Wald dichter, jeder Weg steiniger zu werden und das Mißgeschick ihn auf seinen Reisen zu verfolgen:

Mais maintenant toutes choses me grevent:
Branches au boys les yeulx quasi me crevent:
Car le cheval que je pourmeine et meine
Est malheureux, et bronche en pleine plaine:
Petits ruysseaulx grandz vivieres luy semblent:
Pierres, cailloux en son chemin s'assemblent:
Et ne me donne en voyages bon heur.

Woher aber kam wohl jenes heimliche Glück, das von seinem früheren Pferde unzertrennlich war? Natürlich nur von ihr, die es ihm gab:

O Dame illustre, o parangon d'honneur,
Dont proceda le grand bon heur secret
Du cheval mort, où j'ay tant de regret?
Il ne vint poinct de cheval ny de selle:
J'ay ceste foy qu'il proceda de celle
Par qui je l'eux.

Nach dieser Schmeichelei naht endlich auf reizvollem Umwege die Bitte. Das Pferd sei ja tot, meint der gewandte Bittsteller, doch die angeborene Güte seiner Gönnerin habe ein so kraftvolles Leben, daß sie es zwar nicht vom Tode erwecken, aber ihm dafür ein ebensogutes wiederverschaffen könne:

Or en suy desmonté:
La mort l'a prins, la mort l'a surmonté:
Mais c'est tout un, vostre bonté naïfve
Morte n'est pas: ainçoys est si tresvifve,
Qu'elle pourroit non le resusciter,
Mais d'un pareil bien me faire heriter.

Die Bescheidenheit würde jetzt freilich verlangen, es dem Ermessen der Herzogin zu überlassen, in welcher Weise sie dem Gesuche willfahren wolle. Ein recht feuriger Renner wäre am zweckmäßigsten für den Supplikanten, aber wie soll sie es denn wissen, wenn er es ihr nicht zu sagen wagt? In angenehmem Plaudertone, welcher der gebotenen Zurückhaltung auch wirklich keinen Eintrag tut, muß er daher diesen Punkt ganz besonders zu betonen suchen. Mit Nachdruck weist er also auf seine robuste Natur hin, die eines allzusanften Sitzes nicht bedürfe. Fromme Pferde, Maultiere, weiße Zelter seien darum nichts für ihn, einen Mann in den kräftigsten Jahren. (Wir erfahren hier zugleich, von welchen Personen das Maultier und der Zelter für gewöhnlich geritten wurden.) Aber ein wilder, unbändiger *courtaud*[1]) —, das wäre so recht seine Sache. Da könnte er sich als guten Reiter erweisen und er und sein Roß würden glorreich daherkommen:

S'il advient doncq que par la bonté vostre
Monseigneur face un de ses chevaulx nostre,
Treshumblement le supply qu'il luy plaise
Ne me monter doulcement et à l'aise.
Je ne veulx poinct de ces doulcets chevaulx,
Tant que pourray endurer les travaulx:
Je ne veulx poinct de mule, ne mulet,
Tant que je soys vieillard blanc comme laict:[2])
Je ne veulx poinct de blanche hacquenée,
Tant que je soys damoyselle attournée.

[1]) In engerem Sinne: Pferd mit gestutzten Ohren und gestutztem Schwanz; in weiterem Sinne: Vorzüglicher Renner. Vgl. G. III, 181, Anm.

[2]) Wegen seines regelmäßigen Ganges und seines gemessenen Schrittes wurde das Maultier gerne von älteren Leuten geritten. Vgl. G. III, 181, Anm.

Que veulx je doncq? Un courtault furieux,
Un courtault brave, un courtault glorieux,
Qui ait en l'aer ruade furieuse,
Glorieux trot, la bride glorieuse.
Si je l'ay tel, fort furieusement
Le picqueray et glorieusement.
Conclusion: si vous me voulez croire,
D'homme et cheval ce ne sera que gloire.

Marot hat allerdings noch ein drittes poetisches Gesuch der gleichen Art geschrieben, eine Epistel an den königlichen Oberstallmeister Herrn *de la Roque*.[1]) Angeblich leiht er freilich nur einem *capitaine Bourgeon* seine Feder, in Wirklichkeit will er sich jedoch selbst beritten machen.[2]) In diesem Gedichte — und dadurch unterscheidet es sich von den vorhergehenden[3]) — bietet dem Dichter nicht schon der Gegenstand seiner Bitte zugleich den Stoff zu den ausschmückenden Gedanken und Wendungen, durch die er sich ein geneigtes Ohr zu verschaffen hofft. Deshalb ist der größte Teil der Epistel ein für die Zwecke der vorliegenden Arbeit ganz belangloses Beiwerk, so daß nur die wenigen Verse anzuführen bleiben, welche den Wunsch des Bittstellers in aller Kürze zum Ausdruck bringen. Er müsse von Paris fort, klagt der Dichter, und er habe auch den festen Willen dazu; aber mit diesem allein komme er nicht weiter; denn ihm gebreche es am Allernötigsten, an irgend einem Tiere zum Reiten. Vielleicht wisse dies der Herr *de la Roque* nicht. Er wolle es ihm also melden, damit er ihm aus der Verlegenheit helfe:

Mais je ne sçay si vous sçavez comment
Je n'ay cheval, ne mule, ne jument.
Parquoy, monsieur, je le vous fay sçavoir,
A celle fin que m'en faciez avoir.[4])

---

[1]) Vgl. G. III, 36 f., Anm.

[2]) *Capitaine Bourgeon* ist nur ein Spitzname des Dichters. Vgl. G. III, 38, Anm.

[3]) Vgl. oben, S. 6.

[4]) G. III, 37, [11 ff.]: *Epistre pour le capitaine Bourgeon à monsieur de la Rocque.*

Eine Abweisung hat Marot von dem soeben genannten Herrn *de la Rocque* nicht erfahren. Es wurde ihm ein Pferd zugestellt, von dem wir in einem zu Reims verfaßten Rondeau an den König noch einmal hören werden.[1]) Der Dichter bittet darin um eine Gelduntersützung, damit er seinen Wirt, bei dem er mit leerem Beutel abgestiegen sei, befriedigen könne; denn dieser habe gedroht, Pferd und Zaumzeug an Zahlungsstatt zurückzubehalten:

Car mon cheval tient mieulx que par les crains.
Puis l'hoste est rude et plein de gros refrains:
J'y laisseray mors, bossettes, et frains,
Ce m'a il dit.[2])

Sehr schlimm wird dem Dichter ein anderes Mal mitgespielt. Da ist er das Opfer eines Pferdediebstahls, den ein ungetreuer Diener, während er im tiefsten Schlafe liegt, an ihm verübt. Dieser raubt ihm zuerst all sein Geld, geht dann in den Stall, nimmt das beste Roß und reitet davon:

Finablement, de ma chambre il s'en va
Droict à l'estable, où deux chevaulx trouva:
Laisse le pire et sur le meilleur monte,
Picque et s'en va.[3])

Da war er denn, fährt Marot in seiner Epistel an den König fort, so gut beritten wie der hl. Georg auf den Bildern: *monté comme un sainct George*[4]), ich selbst aber bin über den Verlust meines Reittieres nicht wenig ärgerlich gewesen: *fort faſché de perdre ma monture.*[5]) Diese Erzählung dürfte übrigens etwas stark übertrieben sein, da es denn doch nicht recht begreiflich ist, wie ein Mann, der weder ein Pferd noch Geld sein eigen nennt, wenn es gerade am notwendigsten wäre, auf einmal dazu kommt, sich des glücklichen Besitzes gleich zweier Pferde zu erfreuen. Später, auf seiner Flucht aus Frankreich, werden ihm jene leichten Rößlein, denen er sein Entkommen

[1]) Vgl. G. III, 37, Anm.
[2]) R. II, 112.
[3]) G. III, 186, 31—34.
[4]) G. III, 186, 38.
[5]) G. III, 187, 44.

verdankte, als ihm zu Fuß und zu Pferde die Häscher nachsetzten, wohl auch nur vorübergehend überlassen worden sein:

J'avoys chascun jour à ma suyte
Gens de pied et gens de cheval.
Mais je feis tant par mon travail,
Et sur petitz chevaulx legiers,
Que me mis hors de touts dangiers.[1])

Da Marot zu dieser Zeit in Bordeaux war und so schnell als möglich von dannen mußte, so sind hier die kleinen, ausdauernden Pferde der dortigen Gegend gemeint.[2])

Ganz kurz kommt das Pferd bei dem Dichter weg, wenn er von militärischen Vorgängen reden soll und dabei auf die berittenen Truppen doch irgendwie Bezug nehmen muß. Da sieht er in dem Tiere nur das willenlose Werkzeug des Reiters und erwähnt es daher kaum. Im Lager habe er, erzählt Marot in seiner Eigenschaft als Berichterstatter der damaligen Herzogin von Alençon, gewaltige Recken angetroffen, die so aussahen, als ob sie auf ihren Streitrossen und spanischen Pferden die Welt erobern wollten.[3]) Nur angespielt wird auf die treuen Kampfgenossen der Krieger in einem für die Ankunft des Oberbefehlshabers verfaßten Gedichte, das die Ritter unter anderem auffordert, die Feinde wacker aus dem Sattel zu stoßen:

Voz ennemys poulsez hors de l'arson[4]),

sowie auch in der anläßlich eines Tourniers vom Dichter gelieferten Aufschrift für das Standquartier des Dauphin, wo es, wie er sich ausdrückt, manchen Sporenhieb absetze:

Ou maint coup d'esperon . . . se donne.[5])

Unter ganz gleichen Umständen hat Marot übrigens auch für das Maultier[6]) nicht viel mehr Worte, obwohl ein Titel wie:

---

[1]) G. III, 444, [156–160].
[2]) G. III, 444, Anm.
[3]) G. III, 43, [43]: *Sur coursiers, ou genetz.*
[4]) R. II, 15.
[5]) R. II, 346.
[6]) Vgl. hinsichtlich der Benennung dieses Kreuzungsproduktes Bull.

„*De ceulx qui alloient sur mulle au camp d'Attigny*"

an der Spitze eines auf Amateur-Kombattanten gemünzten Rondeau's, die auf Maultieren ins Lager gezogen kamen, eine größere Ausführlichkeit zu versprechen scheint. Allein der Dichter begnügt sich nach einer allgemeinen Auslassung über die Strapazen des Feldes mit der bloßen Feststellung der Tatsache und dem Hinweis auf die unangenehmen Folgen:

En cestuy camp, ou la guerre est si doulce,
Allez sur mulle avecques une housse,
Aussi touzez qu'un moyne ou capellen:
Mais vous vouldriez estre en Hierusalem,
Quand ce viendra à donner la secousse
Aux champs.[1])

Des Maultieres durfte Marot auch sicher in dem Abschiedsgedichte nicht vergessen, das er bei Gelegenheit des Abganges vieler junger Leute zum Kriegsschauplatze (im Jahre 1537) geschrieben hat. Da er darin allen guten und schönen Dingen, welche die Scheidenden leider hinter sich lassen müssen, Lebewohl sagt, so war natürlich der Vers:

Adieu la torche et le mulet[2])

nicht zu umgehen. Fällt auch für einen Zurückbleibenden ein letzter Gruß ab, von dem jedermann weiß, wie schlecht es mit seinen Erfolgen bei den Mädchen bestellt ist, denen er nur von anderen gerne übersehene Aufmerksamkeiten erweisen darf, wie z. B. das Warten bei den Maultieren, bis

---

Die französischen Namen der Haustiere in alter und neuer Zeit unter Berücksichtigung der Mundarten. Diss. Berlin 1902. 8°. — Das Epitaphium, welches Marot auf den Tod des wunderbaren Rosses seines Freundes Vuyart geschrieben hat, findet sich, weil darin das Pferd selbst seine Taten feiert, im sechsten Teile dieser Arbeit, welcher von der Vermenschlichung des Tieres handelt. Vgl. S. 88. Schließlich sei hier noch der alten ehernen Pferde der Venediger gedacht, *De leurs chevaulx de bronze tresantiques* (G. III, 423, [106]), von denen Marot in seiner Epistel aus der Lagunenstadt nicht weiter sprechen zu wollen erklärt, da seine Adressatin sie schon besser gesehen habe, als er sie beschreiben könne.

[1]) R. II, 113.

[2]) G. III, 603, [18].

deren schöne Reiterinnen sich wieder einfinden, so kann der Dichter auch das nicht gut unerwähnt lassen:

Adieu qui n'est aymé de nulle,
Et ne sert que tenir la mule.[1])

Ähnlich verhält es sich mit der notwendigerweise auf das kindliche Gemüt der kleinen Prinzessin von Navarra eingehenden Bezugnahme auf deren drei Lieblingstiere in einer Epistel, welche diese unter Anleitung Marot's an ihre Base Marguerite de France über eine Wasserfahrt schreibt, auf der sie ihre Mutter samt ihrem grünen Papagei, ihrem lohfarbigen Eichhörnchen und ihrem albern dreinschauenden Hündchen (?) [2]) Bure begleitet habe:

Or, selon que j'avoys envie,
Par eau jusque icy l'ay suyvie,
Avecques mon bon perroquet
Vestu de vert, comme un bouquet
De marjolaine. Et audict lieu
M'a suyvie mon escurieu,
Lequel tout le long de l'année
Ne porte que robbe tanée.
J'ay aussi pour faire le tiers
Amené Bure en ces quartiers,
Qui monstre bien à son visage
Que des troys n'est pas la plus sage.[3])

Sucht sich hier der Dichter der noch sehr engen Gedankenwelt der jugendlichen Schreiberin anzupassen, so weiß er ein anderes Mal einen Tröstungsversuch, durch den er einem schon älteren Mädchen über den Tod seines geliebten

[1]) G. III, 604, [21 f.] — Wenn sich dagegen in den berüchtigten *Adieux aux dames de Paris*, die Guiffrey für das Werk Marot's halten möchte, nur in einer Variante der Vers findet: *Adieu vous dicts dessus ma mulle* (G. III, 122, [24 Var.]), so ist schon daraus allein die Erwähnung des den Dichter allerdings unmittelbar berührenden Umstandes, daß er seine Abreise auf einem Maultiere ausführte, als ganz ihm selbst überlassen zu erkennen. Es liegt demnach hier bereits ein innerer Anlaß vor. (Vgl. weiter unten Teil II.)

[2]) G. III, 611, Anm.

[3]) G. III, 610 f.

Sperlings hinweghelfen will, auf dessen zufällig für Schmeicheleien und Liebeleien recht unzugänglichen Charakter zu gründen. Er behauptet, Amor habe das Tier aus Rache getötet, weil ihm die kleine Spröde jeden Eingang in ihr Herz verwehre, und gibt sich der Hoffnung hin, daß der Zorn über den Liebesgott, den sie ohnehin nicht leiden mag, sie von ihrem Schmerze ablenken werde:

Las il est mort (pleurez le damoyselles)
Le passereau de la jeune Maupas:
Un autre oyseau qui n'a plumes qu'aux aesles,
L'a devoré; le congnoissez vous pas?
C'est ce fascheux Amour, qui, sans compas,
Avecques luy se jectoit au giron
De la pucelle, et volloit environ,
Pour l'enflamber, et tenir en destresse:
Mais par despit tua le passeron,
Quand il ne sçeut rien faire à la maistresse.[1])

2. Anekdotenhafte Begebenheiten.

Die vier Anekdoten, auf welche ich wegen ihres Inhalts teilweise Bezug nehmen muß, enthalten zur Hälfte Liebesszenen von krassem Naturalismus; die beiden anderen sind weiter nichts als Ausfälle gegen die bei Marot in sehr geringem Ansehen stehenden Mönche. In der ersten, die ein

[1]) R. II, 465. — Von einer sehr mäßigen Freude am Landleben zeugt eine Äußerung, die sich in einer an die Frauen von Chateaudun gerichteten und vom Dichter für einen Hofkavalier verfaßten Epistel findet. Letzterer, der mit dem König reisen muß und in vielen Dörfern Aufenthalt nimmt, beklagt sich darin über die Bäuerinnen, die immerfort von ihren Kühen und Schweinen reden:

Ces grosses villageoises
Là nous trouvons: les unes sont vacheres
En gros estat, et les aultres porcheres,
Qui nous diront, s'il nous ennuye ou fasche,
Quelque propos de leur pays de vache. (G. III, 274 f.)

Diese Worte dürften wohl zugleich aus der Seele Marot's gesprochen sein, dessen Schäferpoesie nichts als Allegorie ist. Vgl. weiter unten, S. 75 ff.

abenteuerliches Geschehnis zwischen einem Hirten und einer Hirtin erzählt, wird ganz kurz auch der Schafe gedacht, die der Obhut letzterer anvertraut sind: *Marion lors gardant ses brebis.*[1]) Die zweite berichtet von einem Bauer und einer Bäuerin, denen ein Schwein, das sie auf den Markt führen, viel zu schaffen macht:

Martin menoit son pourceau au marché
Avec Alix, qui en la peine grande
Pria Martin luy faire le peché
De l'un sus l'autre, et Martin luy demande:
Mais qui tiendroit nostre pourceau, friande?
Qui? dit Alix: bon remede il y a:
Lors le pourceau à sa jambe lia:
Puis Martin jusche, et lourdement engaine:
Le porc eust paour, et Alix s'escria:
Serre Martin, nostre pourceau m'entraine.[2])

Die dritte gewährt einen Einblick in die häuslichen Verhältnisse eines Priors zur Morgenzeit. Wenn er aufsteht, so dreht sich schon ein Rebhuhn am Spieße, das er hierauf mit vollendeter Meisterschaft verzehrt:

Un gros prieur son petit filz baisoit,
Et mignardoit au matin en sa couche,
Tandis rostir sa perdrix on faisoit:
Se leve, crache, esmeutit et se mouche:
La perdrix vire: au sel de broc en bouche
La devora, bien sçavoit la science.[3])

Die vierte enthüllt das schlaue Gebaren eines *frère* Thibaut, der sich in der Fastenzeit alle Tage eine Lamprete braten läßt[4]), von der Kanzel herab aber Abtötung predigt und mit einer Art reservatio mentalis laut verkündet, er genieße am Abend nur eine *rôtie*. (Thibaut denkt dabei an eine *lamproie rôtie*, das Volk versteht unter *rôtie* nur eine geröstete Brotschnitte.)

[1]) R. II. 540.
[2]) R. II, 541.
[3]) R. II, 454.
[4]) R. II, 455: «*Faict tous les jours sa lamproye rostir.*»

Zweiter Teil.

Innere Anlässe für das Erscheinen des Tieres in der Dichtung.

1. Spott und Neckerei.

Einen inneren Anlaß für das Erscheinen des Tieres in der Dichtung nehme ich überall da an, wo ein unmittelbarer äußerer Anlaß für dieses Erscheinen entweder überhaupt nicht vorgelegen hat oder wenigstens für sich allein ohne eine noch hinzutretende innere Absicht des Dichters wirkungslos geblieben wäre. Letzteres ist der Fall, wenn Marot, wie schon aus der Überschrift «*Sur quelques maulvaises manieres de parler*» des folgenden Gedichtchens hervorgeht, von einem auf dem Jahrmarkt verübten Pferdediebstahl lediglich aus dem Grunde erzählt [1]), um die gezierte Sprache des Hofes zu verhöhnen, wo diese drollige Geschichte jedenfalls oft zum besten gegeben wurde:

Collin s'en allit au lendit
Ou n'achetit, ni ne vendit,
Mais seulement, à ce qu'on dict,
Derobit une jument noire.
La raison qu'on ne le penda
Fut que soudain il responda,
Que jamais autre il n'entenda,
Sinon que de la mener boire.[2])

Wenn der Dichter nun gar einem Fräulein als Neujahrsgeschenk ein niedliches Hündchen in Aussicht stellt, das wegen seiner Kleinheit so überaus reizend sei, welches er aber, wie er am Schlusse plötzlich gesteht, leider nicht besitze, so hat ihn dazu wohl der Wunsch bewogen, der Armen einen Streich

[1]) Durch die Ausrede, sich nur eines durstigen Tieres erbarmt zu haben, weiß übrigens der Dieb seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

[2]) R. II, 461.

zu spielen, indem er sie zuerst in recht angenehme Erwartungen versetzt, um sie nachher um so grausamer zu enttäuschen:

Damoyselle que j'ayme bien,
Je te donne, pour la pareille,
Tes estrenes d'un petit chien,
Qui n'est pas plus grand que l'oreille:
Il jappe, il mord, il faict merveille,
Et va desja tout seul trois pas:
C'est pour toy que je l'appareille,
Excepté que je ne l'ay pas.[1])

2. Ausschmückung und Belebung.

Von einer Verwendung des Tieres zur Ausschmückung und Belebung darf wohl dann die Rede sein, wenn es gelegentlich in Naturbeschreibungen auftritt oder als Anteil nehmend an freudigen oder traurigen Ereignissen des menschlichen Lebens hingestellt wird. Über die Art des Anlasses, der den Dichter zur Einführung des Tieres in Schilderungen des Frühlings, des Waldes u. dgl. bewegt, habe ich schon in der Einleitung das Nötige gesagt, so daß ich die wenigen hierher gehörigen Stellen Marot's sofort folgen lassen kann. Im Mai fordert er alles, was sprießt und grünt, auf, den Schoß der Erde zu verlassen, um den Herden des größten Hirten, der den Frühling gemacht hat, zur Nahrung zu dienen:

Arbres, fleurs, et agriculture, . . .
Sortez pour servir de pasture
Aux trouppeaulx du plus grand pasteur.[2])

[1]) R. II, 239 f.

[2]) R. II, 21. — Gott und die wilden Tiere des Feldes als Hirt und Herde zu betrachten ist eigentlich schon Allegorie, in der Marot's Schäferdichtung fast ganz aufgeht. Marot läßt Hirten in Weihnachtsliedern auftreten (R. II, 33 f. u. R. II, 213 f.); fordert selbst den Hirtengott Pan auf, während der Fastenzeit der Freude zu entsagen (R. II, 35); erklärt die lange Abwesenheit eines Flötenspielers durch dessen Teilnahme an einem von Pan angekündigten Wettblasen (R. II, 32); bemerkt in seiner Einleitung zu den Psalmen, Gott habe den Schäfer David zum König erhoben und seinen Hirtenstab in ein Zepter verwandelt:

Weiterhin lädt er die treuen und wahren Liebenden ein, auf den Fluren dem vollendeten Gesange der Vögel zu lauschen:

Allez aux champs sur la verdure
Ouyr l'oyseau parfaict chanteur.[1])

Einen unglücklich Liebenden vermögen freilich auch die Nachtigallenlieder des Mai nicht zu trösten.[2])

Von Waldtieren erwähnt Marot nur die Vögel und auch diese nur in einem Verse.[3]) Ausführlicher ist der Dichter bei der Beschreibung eines Gartens, der als fester Platz dargestellt und zum großen Vergnügen der holden Herrin dieses schönen Ortes von den Vögeln belagert wird. Girlitz, Häher, Braunellen-Flühvogel und Kalander-Lerche tun sich in dem Kampfe besonders hervor:

Maintz ennemys le viennent assieger,
Dont le plus rude est le serin leger,
L'autre le geay, la passe, et la callande:
Ainsi la dame (à qui me recommande)
S'esbat à veoir la guerre en son verger
Plus beau que fort.[4])

Andere Naturschilderungen finden sich bei Marot nicht. Entsprechend der eigentümlichen Anlage des Menschen, dem

---

De berger en grand roy l'eriyea, Et sa houlette en sceptre luy changea (R. III, 190); schätzt denjenigen glücklich, der Hirt und Hirtin auf den Fluren, den Landmann hinter dem Pfluge und den Fuhrmann auf der Straße die Psalmen singen hören wird (R. III, 195 f.); endlich schwört er in einem Panegyrikus an einen Kriegshelden, unter anderem auch keine Hirtenlieder mehr schreiben zu wollen (G. III, 646, [71]). Auch sei noch hervorgehoben, daß Marot seine allegorischen Hirtengedichte zur Zeit seiner Verfolgung verfaßt hat, als ihm der Sinn für ein ruhiges Leben auf dem Lande freilich nicht mehr abging. Fern vom Hofe, schreibt er da an einen Freund, würde ich mich jetzt wohl fühlen, Hund und Vogel würden mir Zeitvertreib genug bieten: *Là me plairoit mieulx qu'avec princes vivre: Le chien, l'oyseau . . . seroit tout nostre soing* (G. III, 632, [25 ff.]).

[1]) R. II, 21.

[2]) R. II, 425: «*ne rossignolz ouyr.*»

[3]) R. II, 375: «*En ce bosquet, qu'oyseaulx font resonner.*»

[4]) R. II, 153.

alles voll Freude erscheint, wenn er selbst freudig gestimmt ist, und der sich in düsterer Umgebung am wohlsten fühlt, wenn er gerade traurig ist, läßt Marot bei der lange erwarteten Ankunft der Königin nicht bloß das Volk ihr zujubeln, sondern auch die Vögel sie begrüßen:

Chantres oyseaulx, de leurs voix resonnantes,
Touts à l'envy maintenant te saluent.[1])

In der Fastenzeit jedoch sollen sie den Hort ihrer hellen Lieder verschließen und den dumpfen schrecklichen Stimmen der wilden Tiere es überlassen, die Erde mit Furcht und Entsetzen zu erfüllen:

Ne chantez plus, refrenez vos gorgettes
Tous oyselletz:
. . . et d'angoisse profonde
Bestes des champs par cris espoventables
Faictes trembler toute la terre ronde.[2])

Handelt es sich nicht nur wie hier um eine rein imaginäre und fingierte Anteilnahme der Tiere an menschlicher Lust und menschlichem Schmerze, sondern um jenes wirkliche zerstörende Eingreifen gewisser Tiere, dem jedes organische Wesen nach seinem Tode preisgegeben ist, so läßt der Dichter natürlich noch viel weniger die Gelegenheit vorübergehen, durch einen Hinweis auf diesen Umstand, wenn es sich gerade schickt, seine Rede ergreifender und eindrucksvoller zu machen. So vergißt er nicht, einem zum Galgen verurteilten Finanzmanne die Worte in den Mund zu legen:

Mes yeulx jadis vigilans de nature,
Des vieulx corbeaux sont devenuz pasture.[3])

Desgleichen wird in einigen von Marot verfaßten Grabinschriften der Würmer gedacht. Da wird entweder der arme Leib von dem Gewürme zerfressen[4]), eine Frau erfährt, daß man den Leib ihres Gemahls den Würmern zur Speise

[1]) G. III, 163.
[2]) R. II, 36.
[3]) R. I, 294.
[4]) R. II, 250: «*povre corps tout mort, Lequel par tout vermine mine et mord.*»

gegeben habe[1]), oder der Tote selbst, der früher ein Alençonnoys war, ist jetzt Speise und Labung des Gewürms in der Erde[2]) und die Würmer tun sich gütlich an dem angenehmen Greise, den jeder geliebt hat.[3]) Selbst der Liebhaber, der aus Verdruß sterben will, gebraucht die pathetische Wendung, er werde seinen gramerfüllten Leib den Würmern hingeben.[4]) Ein bei weitem größeres Pathos wird jedoch von dem Hirten Robin entfaltet, der Pan die dankbare Versicherung gibt, es werde alles andere eher geschehen, eher auch die Schwäne schwarz und die Krähen weiß werden, als daß er ihn je vergesse und seinen Namen zu preisen aufhöre.[5]) Nicht weniger eindringlich ist des Dichters Hinweis auf die seltsame Folgerung, die sich ergeben würde, wenn seine Geliebte inmitten der Unbilden, denen sie seinetwegen ausgesetzt ist, unter der *force,* welche er ihr als die geeignetste Tugend empfiehlt, die *körperliche Stärke* verstehen wollte. Da müßten ja in ihren Augen die weit stärkeren Stiere, Löwen und Elefanten viel tugendhafter als die Menschen erscheinen:

La vertu propre en cestuy cas, c'est force . . .
Je ne dy point force de corps, et bras:
S'ainsi estoit, les toreaux gros et gras,
Lyons puissans, elephans monstrueux
Seroient beaucoup plus que nous, vertueux:
Ce que j'entens, c'est force de courage . . .[6])

3. Erotica.

Bereits in der Einleitung ist dargelegt worden, daß das Auftreten des Tieres in der Dichtung mitunter durch den

[1]) R. II, 272: «*qu'aux vers le corps [qu']on faisoit paistre De son espoux.*»

[2]) R. II, 258: «*Jadis Alençonnoys, ores pasture et goust De terrestre vermine.*»

[3]) R. II, 271: «*C'est le tumbeau, là ou les vers s'appastent Du bon vieillard agreable . . .*»

[4]) R. II, 156: «*Je donne aux vers mon corps plein de tristesse.*»

[5]) G. II, 298, [253 ff.]: «*Plus tost seront . . . Les cygnes noirs, et les corneilles blanches, Que je t'oublie . . .*»

[6]) R. I, 278f.

Gedankenzusammenhang bedingt sein kann. Das ist z. B. der Fall, wenn der Dichter, während sich seine Gedanken mit der Liebe im weitesten Sinne beschäftigen, auf das eine oder andere Tier zu sprechen kommt. Der fern im Lager weilende Marot beteuert z. B., seine Geliebte nicht vergessen zu haben, obwohl, wie er ihr mitteilt, seit seiner Abreise ihn viel Unglück getroffen habe und in seiner Umgebung von Liebe und Frauen nie die Rede sei, sondern nur von Streifzügen, Pferden [1]) und anderen Dingen, die der Krieg mit sich bringe. Ähnlich läßt der Dichter einen Hofkavalier sich den Frauen von Chateaudun gegenüber äußern. Meine Sehnsucht nach euch, sagt er in einem Briefe an sie, ist so groß, daß ich nicht bloß auf meinem Zuge durch lauter langweilige Dörfer im Gefolge des Königs immer an euch denken muß, sondern daß es mich selbst in Paris, wo ich mich doch mit Pferderennen und jeder Art von Jagd und Sport vergnügen könnte, immer zu euch hinziehen würde:

Encor posé que fussions arrestez
Dedans Paris, et tousjours bien traictez,
Si qu'à soubhait eussions plusieurs delices,
Comme en chevaulx courir en pleines lices,
Chasser aux boys, voler aux grandz prairies,
Ouyr des chiens les abboys et brairies, . . .
Si me vient il tousjours en cueur, ou teste,
Un grand regret de vous perdre de veuë . . [2])

Ein anderes Mal schreibt der Dichter an eine Dame von hoher Geburt, der er seine Liebe zu gestehen wagt und

[1]) R. I, 237: «*Mais seulement de courses et chevaulx.*»

[2]) G. III, 275, [39 ff.] — Gleichfalls von großer Sehnsucht getrieben, ermahnen einige junge Leute durch den Mund Marot's ein Mädchen, das sie in Paris zurücklassen mußten, recht bald zu ihnen ins Lager zu kommen und wünschen ihm zur schnelleren und leichteren Durcheilung der Entfernung den Pegasus oder das Zauberpferd des Zwerges Pacollet:

. . . nous vouldrions . . .
qu'eusses or le cheval Pegasus,
Qui te portast volant par les provinces:
Ou qu'à present à ton vouloir tu tinses
Par le licol, par queue ou par collet,
Le bon cheval du gentil Pacollet. (G. III, 52, [32 ff.])

welcher er zur Verteidigung seines kühnen Unterfangens Beispiele anführt, wie hochstehende Personen aus Liebe oft zu niedrig geborenen herabgestiegen seien, er könne zwar auch wegen seiner Armut weder Kriegsleute noch Pferde unterhalten [1]), sein Ruhm aber sei so groß wie der eines Königs. Freilich gibt sich Marot gelegentlich auch, wohl um das süße Geheimnis, das er nicht für sich behalten kann, doch vor profanen Blicken zu schützen, das Ansehen eines großen Herrn, der am Hofe die Liebe einer Perle unter den Frauen gefunden hat, sich aber bitter beklagt, wegen des dort zahllosen Späherheeres kein trauliches Beisammensein mit ihr ermöglichen zu können. Wie zufrieden wäre er da, wenn die Geliebte eine Schäferin würde; alles wollte er aufgeben, zu ihr eilen und Schäflein statt Armeen ins Feld führen:

Que pleust à Dieu, que la fortune advint,
Quand je vouldrois, que bergere devint.
S'ainsi estoit, pour l'aller veoir seulette,
Souvent ferois de ma lance houlette,
Et conduirois, en lieu de grans armees,
Brebiz aux champs costoyez de ramees ....
Si me vouldroit l'estat de bergerie
Plus, que ma grande, et noble seigneurie. [2])

Und später, als ein geschwätziger Alter die beiden bei einer zärtlichen Zusammenkunft belauscht und das Gehörte und Gesehene unter die Leute gebracht hat, läßt der Dichter die Geliebte in einem ihr in den Mund gelegten Gedichte sich gleichfalls der Hirten erinnern, die besser als ihre Stiere treue Verschwiegenheit zu bewahren wüßten, während in Schlössern und Palästen messerscharfe Zungen beständig in Bewegung seien:

Certes on voit aux champs les pastoureaux
Leur foy garder mieulx, que leurs gras toreaux
Sans nul mal dire.

[1]) G. III, 600, 56 f.: «*Souldoier ne puys Gens et chevaulx.*»

[2]) R. I, 272 f. — Ein anderer Schwerenöter kommt bei Marot auf einen viel besseren Einfall. Um die Frau allein zu haben, lockt er den Ehemann hinaus zu fröhlichem Jagen (R. II, 211).

Mais en palais, grans villes, et chasteaux
Foy n'y est rien, langues y sont cousteaux
Par trop mesdire.[1])

Bei der Wahl seiner Liebhaberinnen sieht Marot natürlich auch auf das Alter; allgemein höre man ja nur, so meint er, junges Fleisch und alte Fische loben.[2]) Eine viel innigere Beziehung zur Liebe muß jedoch den Weinbergsschnecken und den spanischen Fliegen innewohnen. Von ersteren sagt Marot, um den gegen ihn eifernden und ihm den Scheiterhaufen androhenden Mönchen und Geistlichen[3]) einen Hieb zu versetzen, zwischen ihnen und den Scheinheiligen, Ignoranten, Reisigbündeln und Dirnen gäbe es manch warmes Zusammentreffen:

Ilz sont de chaude rencontrée
Cagotz, bigotz, gotz et magotz,
Fagotz, escargotz et Margotz.[4])

[1]) R. I, 275 f.

[2]) R. II, 543: «*l'on n'oyt bien estimer Que jeune chair, et vieil poisson.*» — Fische scheint Marot übrigens für kein gesundes Essen zu halten. Wenigstens schreibt er einem Arzte, den er während einer Krankheit um Hilfe bittet, er getraue sich weder Fische noch Speck zu kosten: *Je ne mange poisson ne lard, Non que craigne le papelart: Mais mon mal me faict trop d'assaulx* (R. II, 116 f.). Den bei armen Leuten vorkommenden Genuß von Krähen hält er geradezu für gesundheitsschädlich; unter anderem führe er fahle Blässe im Gesichte herbei:

C'est un bon manger que corneilles
A gens qui n'ont aultre viande:
Ma foy, elle en est bien friande:
Elle en a la pasle couleur. (G. II, 461, 138 ff.)

[3]) Es ist hier natürlich nur die Anschauung des Dichters wiedergegeben.

[4]) G. III, 500. — Den Verfechtern der damals allein geduldeten Staatsreligion wird damit ein ungeordneter Lebenswandel und der Gebrauch geschlechtlicher Reizmittel vorgeworfen. An einer anderen Stelle, wo es sich um eine Anklage wegen bestialischen Mißbrauches von Mauleselinnen handelt, will Marot wohl feststellen, welchen schändlichen Verleumdungen die Anhänger des neuen Glaubens ihrerseits ausgesetzt waren. Nach der in nächster Zeit erfolgenden Verlesung des öffentlichen Aufrufes, meint er da, werden viele Kälber (die Protestanten, die dumm genug sind, sich erwischen zu lassen) unfehlbar verbrannt werden, denn sie haben (so lautet die gegen sie erhobene Anschuldigung)

Letztere werden direkt als eines von den Mitteln angepriesen, die der Schwäche des Mannes wieder aufhelfen sollen.[1]) In beiden Fällen handelt es sich demnach um jene seltsamen *stimuli amoris*, zu denen sich Tiere hergeben mußten.[2]) Noch wunderlicher ist aber Marot's Neid auf die freie Liebe der Tiere. Mitten in einem Gebete vor dem Kreuzesbilde wagt er in Auflehnung gegen das Ehesakrament wider Gott den Vorwurf zu erheben, dieser zeige gegen die Tiere eine größere Huld und Nachsicht als gegen die Menschen, da er ihren Liebesverkehr keinen einschränkenden Gesetzen unterworfen habe:

Certes plus doulx tu es aux bestes toutes,
Quand soubz telz loix ne les contraincts et boutes.[3])

4. Ausfälle gegen Feinde.

Der vorige Abschnitt hat bereits Gelegenheit geboten, die Feindschaft Marot's gegen Mönchtum und Geistlichkeit zu streifen. Hat er bisher die Sittlichkeit ihrer Vertreter in

---

Mauleselinnen geritten und reiten sie noch alle Tage: *Car ilz ont chevauché la mulle, Et la chevauchent touts les jours* (G. III, 224f.; vgl. ibd. III, 225, Anm.). Hier darf ich wohl gleich beifügen, daß die Maultiertreiber zu dieser Zeit sich in geschlechtlicher Beziehung keines besonders guten Rufes erfreut zu haben scheinen. Wenigstens sagt Marot an einer Stelle, die von dem Maße des Liebesgenusses handelt, das bei den Liebhabern der verschiedenen Stände eingehalten wird, beim Maultiertreiber beginne die Ausschweifung in diesem Punkte (R. II, 537).

[1]) G. III, 498f.: «*A qui n'aura les couillons chaulx Des cantharides . . .*»

[2]) Als Anregungsmittel zu wackerem Trinken nennt Marot Schinken und gesalzenes Ochsenfleisch. Mit Schilden aus diesem Material (*pavoys de jambons, Et beuf salé*, G. III, 63, [55f.]) will er den Kampf gegen die Flaschen des Bacchus aufnehmen. Gegen die Pest empfiehlt er als Hauptwaffe eine höchst angenehme Diät:

Beuf, ne mouton ne mangerez,
Car ce sont trop dures matieres.
Connilz, perdrix sous les paupieres
Passerez, aussi perdereaux,
Fuyez vieux oiseaulx de rivieres,
Et mangez force faisandeaux. (R. II, 446f.)

[3]) G. II, 58, [113f.]

Zweifel gezogen[1]), so richtet er im folgenden seine Angriffe gegen ihre Üppigkeit in der Lebensführung, trotz der von ihnen gepredigten Abtötung des Fleisches durch Fasten und Abstinenz. So heißt es z. B., daß man einem *frère Lubin*, von dem der Dichter nicht das geringste Gute anzuführen weiß, ja kein Wasser zu trinken geben dürfe, denn das sei in dessen Meinung doch nur gut genug für die Hunde:

Mais pour boire de belle eau claire,
Faictes la boire à votre chien,
Frere Lubin ne le peult faire.[2])

Übrigens scheint Marot ganz genau zu wissen, daß es mit der Enthaltsamkeit selbst in Rom nicht besser stand. Die Abstinenz, die während der Fastenzeit für die gemeine Christenheit vorgeschrieben sei, werde in der Umgebung des Papstes durch Dispensation aufgehoben und man lasse sich dort Zicklein mit wilden Artischocken[3]) vortrefflich munden:

Mais Romme tandis bouffera
Des chevreaulx à la chardonnette.[4])

Die Männer von der Rechtspflege mit ihren «*chapperons fourrez d'ermines*» kommen bei dem Dichter nicht viel glimpflicher weg.[5]) Diese werden natürlich der Bestechlichkeit geziehen und einer von ihnen wird von Marot noch obendrein der Treulosigkeit gegenüber denen beschuldigt, deren Geschenke er angenommen hat. Schon zwei Wochen sitze

[1]) Vgl. S. 25, Anm. 3.

[2]) R. II, 31.

[3]) Es handelt sich wohl um ein Lieblingsgericht der römischen Kurie. Vgl. G. III, 351, Anm.

[4]) G. III, 351. — Auch das schmutzige Äußere der Mönche, welches Zeugnis von ihrer strengen Armut und Demut ablegen sollte, scheint Marot mit seinem Spotte treffen zu wollen; denn die folgenden Verse über die besondere Güte des von Milben bedeckten Käses: *Le fromaige couvert de myttes Et d'ordure est tousjours meilleur* (G. III, 472) dürften wohl nicht nur buchstäblich zu fassen sein, da sie in einem seiner satirischen *coq-à-l'âne* erscheinen. Vgl. G. III, 473, Anm.

[5]) G. III, 220, [41]. — Das Tier selbst, das schwarze Hermelin, erscheint in einer Totenklage: *Sur ce fina par mort qui tout termine. Le lys tout blanc, la toute noire hermine: Noire d'ennuy, et blanche d'innocence* (R. II, 249).

ich im Gefängnis, so schreibt Marot an den König, wohin mich drei große Kerle trotz aller Widerreden geführt haben. Doch will ich diesen in blindem Eifer handelnden Gesellen noch lieber verzeihen, als meinem Sachwalter, der mich aus dem Gefängnis zu befreien versprochen und eine Schnepfe, ein Rebhuhn und ein Häslein nicht verschmäht hat, während ich selber noch immer der Freiheit beraubt bin:

Il a bien prins de moy une becasse,
Une perdrix et un levrault aussi:
Et toutesfoys je suyz encor icy.[1])

Weit wirkungsvoller ist jedoch in folgenden Fällen die Bezugnahme auf das Tier im Gedankenzusammenhange. So meint Marot einmal mit höhnischer Bosheit, daß die Mäuse dem Sargschreine seines wegen allzugroßer Verfolgungssucht gegen die religiösen Neuerer auf eine Felseninsel verbannten, dort gestorbenen und daselbst zur Ruhe gebetteten Feindes Natalis Beda [2]) wohl nicht würden beikommen können. [3]) Einer armen Näherin, die mit ihrer Zunge nicht vorsichtig genug gewesen war, wünscht er, daß die Läuse sie fressen möchten.[4]) Seinem Gegner Sagon, den er brieflich und im Geiste weidlich durchgebleut hat, droht er mit dem Hofhunde, wenn er etwa kommen wollte, um sich für die Prügel, die er als empfangen annehmen soll, zu bedanken.[5]) Den Namen desselben Mannes bringt Marot mit dem Worte *sagouin* zusammen und um ja keinem Zweifel Raum zu geben, wo er hinaus wolle, fügt er noch bei, *sagouijn* sei eine Bezeichnung für einen kleinen Affen.[6])

[1]) G. III, 83, [36 ff.]

[2]) Vgl. G. II, 446, Anm.

[3]) G. II, 446, [40 f.]: «*Aussi son corps fut enchassé: Les souris n'ont garde d'y mordre.*»

[4]) R. II, 532: «*Les pouldz . . . Te puissent ronger soubz la cotte.*» — Den Fehlern des Nächsten gegenüber soll man es ebenso machen wie der Gänsebrater mit den Gänsen «*Comme un rotisseur qui lave oye*» (R. II, 329); dieser sagt natürlich von keiner Gans, sie sei gut oder schlecht, es fehle ihr dieses oder jenes, bevor er sie selbst gesehen hat.

[5]) G. III, 589, [223 ff.]: «*Hou le mastin, Pleust à Dieu que quelque matin Tu vinsses à te revenger.*»

[6]) G. III, 574, [59 f.]: «*Combien que Sagon soyt un mot, Et le nom d'un petit marmot.*»

Eine ähnliche „naturwissenschaftliche“ Erläuterung legt der Dichter Leuten in den Mund, die einem Fräulein die Gunst des Königs, der sie seine «*grenouille*» genannt hat, mißgönnen und daher diesen Kosenamen als schlecht gewählt hinstellen wollen. Der Frosch, sagen sie, sei ein Fisch, der das Wasser besudelt und eine wenig klangschöne Stimme hat.[1])

5. Krieg und Frieden.

Marot kommt auf das Unglück zu sprechen, das die Franzosen im italienischen Feldzuge unter den Mauern der Stadt Pavia getroffen hatte. Doch sei es besser, fährt er fort, nicht daran zu denken. Jetzt gelte es, sich die Freude an der Jagd und am heiteren Naturgenuß nicht verderben zu lassen, solange der wiedererkaufte Friede noch dauere. Den Falken fliegen lassen, in den Forsten jagen, Hunde loskoppeln, Netze spannen, den Stimmen der buntfarbigen Vögel, der Wildenten, der Amseln, der Rotdrosseln, der Meisen, der Finken, der Grünspechte, der Braunellen-Flühvögel und der Sperlinge zu lauschen —, das sei unter anderem geeignet über das drückende Gefühl der erlittenen Niederlage hinwegzuhelfen:

Voller en plaine, et chasser en forestz[2]),
Descoupler chiens, tendre toilles, et retz: . . .
Ou escouter la musique, et le bruict

---

[1]) R. II, 355: «*C'est un poisson qui l'eau souille. Et qui chantant a la voix mal seraine.*»

[2]) Auf die Jagd haben noch folgende Stellen Bezug. In einem *coq-à-l'âne* findet sich eine Anspielung auf ein Jagdverbot, das den Rebhühnerfang mit Hilfe von Tonnennetzen untersagte: «*Si tu chasses à la tonnelle, Tu feras contre l'ordonnance*» (G. II, 455, [96 f.]). Ebenfalls in einem *coq-à-l'âne*, also ganz unvermittelt, steht die Frage: «*Voulez vous preferer la chasse Au vol du milan suspendu?*» (G. III, 386, [185 f.]). Auf dem nämlichen Wege gewollter Zusammenhanglosigkeit erfahren wir noch, daß der König oft auf die Jagd ging: «*Le Roy va souvent à la chasse*» (G. III, 241, [117]), und daß eine Schleuder ein guter Stock sei, um einen Kranich in der Luft zu töten: «*C'est un bon baston qu'une fonde Pour tuer une grue en l'air*» (G. II, 472, [210 f. Var.]). Zur Jagd bedarf man natürlich der Gesundheit; nur diese macht die jungen Leute

Des oyselletz painctz de couleurs estranges,
Comme mallars, merles, maulvis, mesanges [1]*),*
Pinsons, pivers, passes, et passerons. [2])

Wenn dann der Krieg wieder beginnt, so müsse man freilich von Jagd, Hunden und Vögeln lassen [3]), mit neuem Mute aber und mit frischen Kräften werde man dann den Kampf wieder aufnehmen können.

Noch ein anderes Mal weist der Dichter darauf hin, daß den Leuten auf dem Schlachtfelde draußen der Sinn für alles, was nicht mit dem Kriege zusammenhängt, abhanden komme. In dem Zimmer des Feldherrn, wo so viele dem Führer ihre Aufwartung machen, so erzählt Marot in einem Briefe an die Herzogin von Alençon, werden allerlei Reden und Gespräche gehalten, aber nicht etwa über Vögel, Hunde und Hundegekläff [4]), sondern über Waffen und Feldzeichen und es sehe aus, als ob alle diese Menschen nie ans Tanzen gedacht hätten.[5])

«*A chasse, à vol, à tournoys ententives*» (R. II, 82). Schließlich vergißt der Dichter nicht, als er gerade vom Bogen der Diana spricht, hinzuzufügen: «*Dont elle alloit aux champs faire les questes*» (R. II, 409).

[1]) Man beachte die Alliteration der Vogelnamen in diesem und dem folgenden Verse. Diese Spielerei hat vielleicht doch auch den Zweck, recht deutlich zu veranschaulichen, welch eine Unmenge von Vögeln der Dichter aufzählen könnte, die alle nur dazu da seien, den Menschen zu erheitern.

[2]) R. I, 240.

[3]) R. I, 241: «*Laisser fauldra chasse, chiens, et oyseaux.*»

[4]) G. III, 48, [129]: «*Non pas d'oyseaulx, de chiens, ne leurs aboys.*»

[5]) Außer in den bisher besprochenen Ideenkreisen, bei welchen die Einführung des Tieres häufiger statthat, tritt das Tier noch vereinzelt in den verschiedensten gedanklichen Zusammenhängen auf. So erklärt Marot, der einen «*cri du jeu*» für die Schauspielertruppe der *Empiriens* von Orléans verfaßt hat, man dürfe nur auf die Worte und das Spiel dieser Leute sehen; mit reichen Kleidern, Pferden u. dgl. wollen sie nicht prunken (R. II, 29). Ein anderes Mal meint er, daß ein gewisser Montéjean, der mit seinem Gefährten Boisy in engem Gewahrsam gehalten wurde, wohl schimmelig werden müsse, wenn nicht das Roß des Pacollet sie durch die Luft entführe: «*Montejan tient il tousjours serre? J'ay grand paour qu'il ne soit moysi Avec son compaignon Boysi, Sans le cheval de Pacollet*» (G. III, 473 f.). Dann betont er wieder, daß seine Stimme oder vielmehr diejenige seiner Begrüßungsepistel an die Königin

Dritter Teil.

Tier-Gleichnisse.

Zwölf wirkliche Gleichnisse finden sich bei Marot, in denen auf Tiere oder auf das Leben und Treiben von Tieren, mitunter auch auf das Verhältnis zwischen Mensch und Haustier Bezug genommen wird. Wegen ihres allzusehr auseinandergehenden Inhaltes wird es nötig sein, jedes einzeln für sich aufzuführen.

Der nach dem Tode seines Vaters zum wirklichen Kammerdiener des Königs ernannte Dichter war durch ein eigentümliches Versehen nicht in die Listen der Angestellten des Hofstaates aufgenommen worden, hatte also keine Besoldung zu erwarten. Damit er unter diesen Umständen für seine dringendsten Bedürfnisse aufkommen könne, schickt ihn nun der König mit einer Zahlungsanweisung, die nur mehr des Siegels bedarf, an seinen Kanzler du Prat. Der Dichter findet es für angezeigt, sich erst bei diesem hohen Herrn mit

---

zwar nicht so laut sei wie die der Kanonen, aber auch nicht sterblich wie die der Trompeten, Vögel und Menschen (G. III, 164, [11 ff.]). Freilich wünscht er dafür ein anderes Mal in einer Anwandlung von Frömmigkeit, daß Gott ihm, wenn er etwa demütige Gebete von ihm verlangen sollte, zu ihrer nachhaltigeren Verrichtung eine wiederhallendere Stimme geben möchte als die der versteinerten Nymphe, die, gleichsam lebendig, Menschen und Tieren antwortet: «*qui semble vive Respondre aux gens et aux bestes farouches*» (G. II, 56, [70 f.]). In einer ähnlichen Stimmung stellt er an sich die Frage, ob es, um sich von Sünden zu reinigen, nicht eine kostbare Salbe, irgend einen künstlichen Balsam oder etwas anderes gäbe, das vielleicht die Honigbienen bereiten: «*Ou autre cas faict de mouches à miel*» (R. I, 173); nein, muß er anworten, nur das Blut Christi kann uns abwaschen. — Seine Schreibfeder nennt der Dichter einmal «*plume d'oye, ou de jars*» (G. III, 241, [112]); nur mit einer Gänsefeder, meint er ferner, könne man ein Protokoll aufnehmen: «*Encor n'est il que plume d'oy*'[e] *Pour escripre un proces verbal*» (G. II, 457, [108 f.]); in der Grabschrift eines Spaßmachers kommt er endlich auf dessen Mütze zu sprechen, die mit «*plumes de chappons*» geschmückt gewesen sei (R. II, 513).

einer poetischen Gabe einzuführen, in welcher er zugleich das ziemlich auffällige Verfahren des Königs zugunsten eines brotlosen Dichters zu erklären und zu rechtfertigen sucht. Wenn ein Hirt, so meint er, bei Nacht weit vom geschlossenen Pferche ein verirrtes Schaf findet, so muß er es bis zum Anbruch des Tages irgendwo unterzubringen suchen und ihm dort Futter vorlegen. Nicht anders habe der König gegen ihn gehandelt, wenn er ihn in Erwartung einer Neuaufstellung der Listen des Hofstaates an seinen Kanzler sende und ihn einstweilen also (und der Name du Prat = du pré, d. i. von der Wiese, gibt dem Dichter Gelegenheit, sich ganz in die Rolle des wiedergefundenen Schafes hineinzudenken) auf der besten Wiese seines Reiches weiden lasse, bis seine Aufnahme in den Hofstaat bewirkt werden könne:

(Je croy que non, et dy, pour ma deffense:)
Si un pasteur qui a fermé son parc
Trouve de nuyct, loing cinq ou six traictz d'arc,
Une brebis des siennes esgarée,
Tant qu'il soit jour et la nuyct separée,
En quelcque lieu la doibt loger et paistre.
Ainsi a faict nostre bon Roy et maistre,
Me voyant loing de l'estat ja fermé,
Jusques au jour qu'il sera deffermé.
Ce temps pendant à pasturer m'ordonne,
Et pour trouver plus d'herbe franche et bonne,
M'a adressé au pré mieulx fleurissant
De son royaume ample, large et puissant. [1])

Mit dem Hinweise auf die Notwendigkeit, ein räudiges Schaf zur Vermeidung der Ansteckungsgefahr von der Herde getrennt zu halten, fordert Marot, der jedoch seine Worte der verratenen Geliebten in den Mund legt, den Liebesgott auf, einen klatschsüchtigen Menschen, der sie beide belauscht hat, aus den Reihen seiner Getreuen zu entfernen, damit nicht auch in diese die gleiche schlechte Gewohnheit Eingang finde:

[1]) G. III, 94 ff.

(La maulvaise herbe il fault qu'elle perisse,)
Et la brebis mal saine fault qu'elle ysse
Hors des trouppeaulx.
Jectes donc hors de l'amoureux service
Ce mesdisant, qu'il n'apprenne son vice
A voz feaulx.[1])

Aus dem Rechte, über die Eigenschaften eines gekauften Pferdes, das man bar bezahlt und versucht hat, alles Wissenswerte sagen zu dürfen, sucht der Dichter für sich ein gleiches Recht gegenüber einer Frau abzuleiten, die sich ihm nach Entrichtung der verlangten Geldsumme überlassen hat:

Si j'ay comptant un beau cheval payé,
Il m'est permis de dire qu'il est mien:
Qu'il a beau trot, que je l'ay essayé:
En ce faisant cela me faict grand bien.
Doncques si j'ay payé comptant et bien
Celle qui tant soubz moy le cul leva,
Il m'est permis de vous dire combien
Elle me couste, et quel emble elle va.[2])

Eine Frau, die in den ehelichen Banden eines aller feineren Gefühle baren Mannes schmachtet, kommt sich wie ein Vogel im Käfig vor. Wenn nun, so läßt sie sich vernehmen, nach dem Zeugnisse des Rosenromans der Vogel in seiner Sprache den verflucht, der ihn gefangen hält, warum soll sie sich nicht über ihren Gemahl beklagen dürfen, der die Qualen, welche er sie erdulden läßt, von Tag zu Tag zu überbieten sucht:

Or si l'oyseau mauldict en son langage
(Comme dit Meung) cil qui le tient en cage:
Pourquoy icy doncques ne me plaindray je
De ce cruel, qui chascun jour r'engrege
Mes longs ennuys?[3])

[1]) R. I, 275.
[2]) R. II, 538f.
[3]) R. I, 284f.

Als Entschuldigung für seine Kühnheit, auf dem Wege durch Ferrara dessen Herzogin zu grüßen, führt Marot unter anderem das Beispiel der lieben kleinen Vögel an, die in ihrer Sprache jedes Gebüsch und jedes Gehölz grüßen, an dem sie auf ihrem Fluge vorbeikommen:

Mais quel besoing est il de m'excuser?
Les oyselletz des champs en leurs langages
Vont saluant les buyssons et boscages
Par où ilz vont: . . .
Ma Muse doncq, passant ceste court cy,
Fait elle mal saluant toy, Princesse? [1])

Nach des Dichters Worten können Lob- oder Schmähreden den einmal feststehenden guten oder schlimmen Ruf einer Frau in keiner Weise mehr beeinflussen. Als Beweis dieser Behauptung läßt er die allerdings von niemand bestrittene Unmöglichkeit gelten, die weiße Taube durch das bloße Ableugnen ihrer Unschuldsfarbe schwarz und dafür den Raben weiß zu machen:

Aussi n'est il blason, tant soit infame,
Qui sceust changer le bruyt d'honneste femme:
Et n'est blason, tant soit plein de louange,
Qui le renom de folle femme change.
On a beau dire une colombe est noire,
Un corbeau blanc: pour l'avoir dit, fault croire
Que la colombe en rien ne noircira,
Et le corbeau de rien ne blanchira. [2])

Ein Hirte, der sich in Spiel und Gesang seinem Gefährten nicht gewachsen fühlt, erinnert an den Grünspecht, welcher der Nachtigall nachstehe und welcher daher zu schweigen habe, wenn sie singe. Damit begründet er zugleich seine Weigerung, an einem Orte seine Kunst zu zeigen, an dem die Anwesenheit seines geschickteren Mitbruders in Pan ihm selbst den schönsten Ohrenschmaus bescheren könne:

Le rossignol de chanter est le maistre,
Taire convient devant luy les pivers:

[1]) G. III, 283, 20 ff.
[2]) G. III, 160, 203 ff.

Aussi estant là ou tu pourras estre,
Taire feray mes chalumeaux divers.[1])

Ein Wassergott, der seinen Gefährten die Gefahr klarzumachen versucht, welche für ihre Frauen die anmutigen Lieder eines Sängers in sich bergen, der auf einem Nachen im Strome seine liebliche Stimme erschallen läßt, erinnert an den Arion, durch dessen Gesang sich die Delphine aus den Fluten locken ließen, und spricht die Befürchtung aus, ihre Frauen könnten ebenfalls zum Verlassen ihrer feuchten Heimat verleitet werden:

Le son melodieux
De ce Chauvin, freres, nous pourroit nuyre
Par traict de temps, et noz femmes seduyre,
Jusqu'à les faire yssir de la claire unde,
Pour habiter la terre large et ronde.
Ne feit au chant de son psalterion
Sortir des eaux les daulphins Arion? . . .[2])

Inmitten der Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, kommt der Dichter auf den Gedanken, Gott habe ihn, den Unwürdigen, zu seiner größeren Ehre und Verherrlichung vorausbestimmt, da er ja auch die Schlangen und Ungeheuer zu seiner Ehre geschaffen habe:

O seigneur Dieu, permettez moy de croire
Que reservé m'avez à vostre gloire:
Serpents tortuz et monstres contrefaictz
Certes sont bien à vostre gloire faictz.[3])

Nur zu erklärlich sei es, meint der Dichter ein anderes Mal, wenn er als Antwort auf die Verfolgungen, die er in Paris erleiden mußte, ein satirisches Gedicht auf das Wappen dieser Stadt verfaßt habe, denn selbst ein Wurm beiße, wenn man ihn zu stark drücke:

Paris, tu m'as faict mainctz alarmes,
Jusque à me poursuyvre à la mort:

---

[1]) R. II, 277.
[2]) R. I, 298.
[3]) G. III, 297, 103 ff.

Je n'ay que blasonné tes armes:
Un ver, quand on le presse il mord.[1])

Seiner Geliebten, die sich von ihm abgewandt hat, teilt er mit, er könne jetzt in seinem Schmerze nichts anderes tun als ganz allein auf seinem Zimmer still weinend ihr zu schreiben. Denn an Regentagen, an denen am Himmel keine Sonne leuchtet, fühle sich jeder Mensch unbehaglich und jedes Tier ziehe sich einsam in seine Höhle zurück. Auch seine Sonne, ihr schönes Augenpaar nämlich, halte sich verborgen, ein Tränenregen entstürze seinen Augen und so müsse auch er sich freudlos in seine häusliche Einsamkeit zurückziehen:

Seul en sa chambre il va ses pleurs escrire,
Et n'est possible à luy de faire mieulx.
Car quand il pleut et le soleil des cieulx
Ne reluyt point, tout homme est soucieux:
Et toute beste en son creux se retire
Tout à part soy.
Or maintenant pleut larmes de ses yeulx,
Et toy qui es son soleil gracieux,
L'as delaissé en l'umbre de martyre:
Pour ces raisons, loing des autres se tire . . .[2])

Es sei nicht zu verwundern, meint der in der Verbannung von unüberwindlichem Heimweh nach Frankreich geplagte Dichter, wenn die menschliche Natur uns mit Gewalt an den Ort hinziehe, wo sie zum Leben geboren wurde; selbst die Tiere mögen sich ja nicht allzulange außerhalb ihrer Höhlen aufhalten, sondern kehren nach einiger Zeit immer wieder in sie zurück:

Nature a prins sur nous cette puissance
De nous tirer au lieu de sa naissance:
Mesmes long temps les bestes ne sejournent
Hors de leurs creux, mais tousjours y retournent.[3])

---

[1]) R. II, 449 f.
[2]) R. II, 160.
[3]) G. III, 545, 25 ff.

Noch ein Gleichnis ist zu erwähnen, das im Gegensatze zu den vorhergehenden vielleicht ein uneigentliches genannt werden darf, weil der Dichter es unterlassen hat, die aus dem Hinweise auf die Tierwelt sich ergebende Folgerung für den ihm vorliegenden Fall im Menschenleben zu ziehen. Eine von ihrem Manne hart behandelte Frau klagt, sie habe gehofft, diesen durch ihr sanftes Nachgeben und durch Unterwürfigkeit zu besänftigen und zu gewinnen; denn auch der stolze Löwe erbarme sich des Hundes, wenn dieser seine Ohnmacht eingestehe; alles beuge sich überhaupt vor demütiger Unterwerfung (und das habe sie auch von ihrem ehelichen Tyrannen darum wohl erwarten dürfen); doch diesen bewege nicht einmal die anmutige Freundlichkeit des Weibes, die alle Süßigkeit der Welt übertreffe; er tue es also an Grausamkeit den Löwen und allem, was als grausam bekannt sei, zuvor:

Le fier lyon dessus le chien ne met
Patte ne dent, quand à luy se submet . . .
Tout s'amollit par doulceur tresbenigne:
Et toutesfoys la doulceur femenine,
Qui les doulceurs de ce monde surpasse,
Devant les yeulx de mon dur mary passe . . .
Par ainsi passe en cruautez iniques
Lyons . . .[1])

[1]) R. I, 283 f. — Vgl. weiter unten, S. 51, Anm. 5.

Vita.

Als Sohn des verstorbenen Zimmermeisters Joseph Mensch und seiner Ehefrau Maria Mensch, geb. Windorfer, am 21. Juli 1876 in Rainhausen bei Regensburg geboren und nach kath. Ritus getauft, besuchte ich die Volksschule zu Rainhausen, Missionsschulen in Salzburg (Österreich) und in Chézal-Benoît (Frankreich), zuletzt das K. Alte Gymnasium zu Regensburg, wo ich im Jahre 1898 die Absolutorialprüfung ablegte. Hierauf hörte ich am K. Lyceum zu Regensburg Vorlesungen aus philosophischen und theologischen Disziplinen. Dem Studium der romanischen und englischen Philologie an der Universität München habe ich drei Jahre obgelegen. Vorlesungen habe ich gehört bei den Herren Professoren: Breymann, Güttler, Hartmann, v. Heigel, v. Müller, Muncker, Schick, Sieper. Allen Herren Professoren spreche ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus, besonders aber Herrn Professor Breymann für die Stellung des Themas und für mannigfache Unterstützung bei dessen Ausarbeitung.